

HORIZONTERWEITERUNG IM OSTEN

Einige mitteldeutsche Bühnen zählen zu den besonders findigen Opernentdeckern. Eindrücke und Gespräche aus einer Theaterlandschaft mit besonderen Merkmalen

Text_Ute Grundmann



R

Rübezahl kehrt auf die Opernbühne zurück – nach 110 Jahren. 1904 wurde das Werk „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neißer“ in Braunschweig uraufgeführt, danach war die Oper von Hans Sommer nach dem Libretto von Eberhard König noch in Berlin und Weimar zu sehen. Jetzt bereitet man im Theater Altenburg-Gera die Wiederbegegnung mit dem Vierakter

vor, in dem Rübezahl dem jungen Wido helfen soll, seine Geliebte Gertrud zu gewinnen, die ausgerechnet die Ziehtochter des grausamen Vogtes Buko ist. Auf solche Wiederentdeckungen lässt man sich in Altenburg-Gera immer wieder ein, denn: „Es gibt eine ganze Menge zu entdecken und zu heben“, wie Intendant Kay Kuntze sagt. Dabei gehe es nicht nur um große Namen. „Wieso sollten die anderen schlechter sein?“ Er sieht eine Menge Gründe, warum ein Werk in Vergessenheit geraten kann: eine unglückliche Biographie, Störungen im politischen und sozialen Umfeld, Zeitströmungen, vielleicht aber auch eine missglückte Uraufführung. „Das alles kann verhindern, dass ein Stück sich etabliert und andere Theater das Risiko eingehen, es noch mal aufzunehmen.“ Am 18. März wird es also Gelegenheit geben, die Rübezahl-Oper erneut auf den Prüfstand zu stellen.

So will man in den Theatern nicht immer nur das Gute, Altbewährte wiederholen, sondern ebenso (lange) Nicht-Gehörtes herausbringen, vergessene, verloren geglaubte, in Archiven schlummernde Werke wiederbeleben. Auch einige Theater in Mitteldeutschland bemühen sich regelmäßig, solche Ausgrabungen zu präsentieren. Lieber von „Raritäten“ spricht Arne Langer, Chef-dramaturg des Theaters Erfurt. Seit der Eröffnung des neuen Theaters vor zehn Jahren betreibt man diese Suche, die auch „ein Alleinstellungsmerkmal für das Haus“ ist. Man will damit in Thüringen einen unverwechselbaren Spielplan prägen, in dem die Raritäten als Gegengewicht zu Repertoire und Unterhaltung stehen. Und man hofft, dass sich für solche Aufführungen auch Besucher aus Berlin, Dresden, Frankfurt am Main auf den Weg nach Erfurt machen „oder



Die französische Variante des „Nibelungen-Rings“: „Sigurd“ von Ernest Reyer am Theater Erfurt (links) und Heinrich Marschners romantische Oper „Der Vampyr“ am Nordharzer Städtebundtheater (rechts)

Busveranstalter interessiert sind, die Fahrten zu solchen Raritäten anzubieten.“

Solche selten gespielten Stücke bietet man mal am Klavier, mal halbszenisch, mal aber auch als aufwendige szenische Produktion an. So wie bei „Sigurd“ von Ernest Reyer, das als deutsche Erstaufführung im Januar 2015 auf die Bühne kam. Eine Nibelungenoper ohne Nibelungen quasi, auf die Vierecksgeschichte zwischen Hilda (Kriemhild), Sigurd (Siegfried), Gunther und Brunehild konzentriert, von Intendant Guy Montavon gradlinig und opulent inszeniert. GMD Joana Mallwitz ließ die Musik über die Stunden leuchten und dräuen, liebend schmeicheln oder dunkel Unheil signalisieren. Für zusätzliche Verbreitung sorgte hier eine Radioausstrahlung. Langer sieht solche Produktionen als „Horizontenerweiterung“ auch für das Publikum, selbst wenn sie nicht die

Zuschauerzahlen wie eine „Carmen“ erreichen. Und wenn eine Wiederentdeckung szenisch mal nicht so ergiebig ist, kann man sie immer noch konzertant anbieten, so wie Peter I. Tschaikowskys Einakter „Iolanta“, ein einstündiges surrealistisches Märchen, das, so Langer, erst in den letzten Jahren immer mal wieder auf eine Bühne kam.

Für Kay Kuntze sollten Ausgrabungen „im gattungstechnischen Kontext“ betrieben werden, nur mit Klavier gebe es nicht den richtigen Eindruck. Die Entdeckerlust, andere Kulturen und künstlerische Fähigkeiten kennenzulernen, nennt er als Ansporn, vergessene Werke wiederzuentdecken. Es sei aber schlicht die Aufgabe des Theaters, solche Wiederbegegnungen zu ermöglichen. „Auch wenn es ein Risiko ist, bis zur Premiere nicht zu wissen, ob sich das Werk beweisen kann.“ Und so ent-

schied man sich, zu Weihnachten für junge und alte Besucher mal keines der gängigen Festtagsstücke zu wählen, sondern Gian-Carlo Menottis „Amahl und die nächtlichen Besucher“. Ursprünglich für den Fernsehsender *NBC* komponiert, ist das Stück in den USA ein Klassiker, wird in Deutschland aber kaum aufgeführt. Regisseur Michael Dissmeier hat ein Vorspiel dazu erdacht, in dem die Weisen darüber nachdenken, was Weihnachten (uns) heute bedeutet und dass Jesus ein Flüchtlingskind war. Dann läßt er die Geschichte im Einheitsbühnenbild – das Zimmer, in dem der gehbehinderte Amahl (Marius Theisinger) mit seiner Mutter (Anne Preuß) lebt – klar und atmosphärisch dicht ablaufen. Die Mutter, die nicht an die Weisen glaubt, die der Sohn gesehen haben will, sie dann aber doch im engen Zimmer beherbergt; Amahl, der wieder gehen kann und seine Krücken verschen-

ken will. Das war in 70 Minuten auf der kleinen Bühne am Park wirklich eine andere Weihnachtsgeschichte, von Takahiro Nagasaki und Yukiko Horiuchi am Klavier mal mit kurzen Akzenten, mal mit melodioser Begleitung versehen.

„Die Suche nach Raritäten ist auch ein Alleinstellungsmerkmal.“

Arne Langer, Chef dramaturg
Theater Erfurt

Natürlich gibt es an anderen Theatern auch Ausgrabungen, so „Die Braut von Messina“ von Zdeněk Fibich im März als deutsche Erstaufführung in Magdeburg. Und zum Wagner-Jahr 2013 wurden „Das Liebesverbot“ (Leipzig, Radebeul) sowie „Die Feen“ (Leipzig) wieder auf die Bühne gebracht. Heinrich Marschners „Der Vampyr“ wurde 2012 in Halberstadt und 2014 in Halle wieder zum gruseligen Leben erweckt. Die kontinuierliche Bemühung um die Pflege solcher Ausgrabungen ist jedoch eher die Ausnahme. Sehr lange betreibt man sie schon im **Mittelsächsischen Theater Freiberg-Döbeln**. Die Neugierde der Theaterleute und (hoffentlich) auch des Publikums, sich mit etwas zu beschäftigen, das man noch nicht kennt, nennt Musikdramaturg Dr. Christoph Nieder als Motiv für die Suche nach Verschollenem. Anregungen dazu kommen von Dirigenten, Regisseuren oder Dramaturgen, die eine Aufnahme gehört, Noten gesehen haben, die vielleicht interessant sein könnten. Und dann prüft man, ob es zum Haus passt und mit dem Ensemble zu leisten ist.

Die diesjährige Ausgrabung allerdings hat einen besonderen, lokalen Bezug. Carl Maria von Webers erste nachweislich aufgeführte Oper, „Das Waldmädchen“, entstand 1800 in Freiberg (da war Weber 14 Jahre alt) und wurde im dortigen Theater uraufgeführt. „Das gehört zu den Highlights der Freiburger Theatergeschichte“, sagt Nieder, auch wenn es zu-

nächst bei einer Aufführung in Freiberg und in Chemnitz blieb; später wurde es in Wien und Prag noch einige Male gespielt. Die Noten galten seit Mitte des 19. Jahrhunderts als verschollen; bei der Recherche stellte sich heraus, dass der Theaterunternehmer, der die Aufführungen in Freiberg und Chemnitz veranstaltet hatte, sie mit nach St. Petersburg genommen hatte, ins dortige deutsche Theater. Im Archiv des Mariinsky-Theaters wurden sie wiederentdeckt, der Fund im Jahr 2000 veröffentlicht.

Nach langen Verhandlungen mit dem Mariinsky-Theater erhielt Freiberg die Rechte für drei Aufführungen in Freiberg, eine in Döbeln – dass es das Theater der Uraufführung noch gibt, spielte sicher eine Rolle. Erhalten waren nur die Gesangsnummern, keine Dialoge, erlaubt war nur eine konzertante, keine szenische Aufführung. Es in den Spielplan zu nehmen war „nur ein Teil Lokalpatriotismus“, so Christoph Nieder, es sei ein sehr charmantes Stück, ein bisschen kindlich, sehr unterhaltsam. Man gab der konzertanten Aufführung unter GMD Raoul Grüneis einen Schauspieler mit, der die Handlung erzählte. Und dieses konzertante „Waldmädchen“ kam beim Publikum so gut an, dass das Theater in Freiberg dreimal restlos ausverkauft war. Nach neuerlichen Verhandlungen mit dem Mariinsky-Theater kann man nun am 20. März und 3. April zwei weitere Aufführungen anbieten.

Ob es aber einen Platz im Repertoire erobern wird, bleibt erst mal fraglich. Denn generell werden Opernausgrabungen selten erneut auf die Bühne gebracht, auch wenn sie sich auf der Bühne bewiesen haben. Aber die Wiederentdeckung eines Werkes bringt im Feuilleton und beim Publikum meist mehr Meriten, als wenn man etwas Wiedergewonnenes als zweites oder drittes Haus nur nachspielt. Und so bleibt manche schöne Trouville dann doch wieder nur – eine Eintagsfliege. ■



ILLUSTRATIONEN IN DIESEM SCHWERPUNKT: FLURIN BORG MADSEN



Flurin Borg Madsen, geboren 1981 in Stuttgart, studierte ab 2002 Szenografie am ZKM an der Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Bereits während des Studiums entwarf er Bühnen-

bilder für Theater in Buenos Aires, Heidelberg, Mannheim und Zürich und gestaltete Videoprojektionen u. a. für Michael Simons Inszenierung von „Lohengrin“ an der Nürnberger Staatsoper. 2006 bis 2007 war er Bühnenbildassistent am Nationaltheater Mannheim, 2008 erwarb er mit der begehren Maschineninstallation „Was bedrückt dich“ den Master in Szenographie an der Züricher Hochschule der Künste. Seit dieser Zeit arbeitet er regelmäßig in allen Sparten mit Daniel Pfluger zusammen, so in Vivaldis „Il Bajazet“ für den *Winter in Schwetzingen*, „Ein Sommernachtstraum“ und – für die Internationalen Händel-Festspiele – „Teseo“ am Badischen Staatstheater Karlsruhe, „The Black Rider“ und „Romeo und Julia“ am Saarländischen Staatstheater Saarbrücken sowie die Uraufführungen von Lin Wangs „Oh, wie schön ist Panama“ und das interdisziplinäre Projekt „Gilgamesh Must Die!“ für die Deutsche Oper Berlin. Für Lydia Steier gestaltete er 2012 die Bühne für „Katja Kabanowa“ am Oldenburgischen Staatstheater und 2015 für die deutschsprachige Erstaufführung von Pascal Dusapins „Perelà“. Letztere erhielt mehrere Erwähnungen in der Kategorie Beste Ausstattung in der Autorenumfrage 2015 der *DEUTSCHEN BÜHNE* und wurde als beste Opernszenierung 2015 für den *FAUST* nominiert.